

Der Wilde Westen

Lebt es sich in Amerika gefährlicher
als in Europa?

Eines Nachts im Sommer 2004 schlägt unser Hund an. Das Übliche, vermuten wir: Der Nachbar kommt spät nach Hause, oder ein paar Rehe grasen im Vorgarten, oder ein Waschbär drückt sich an der Mauer entlang. Das Bellen hört nicht auf. Sabine quält sich aus dem Bett und lugt durch die Gardinen. Vor unserem Haus parkt ein fremder Geländewagen, direkt hinter unserem Minivan. Das fällt auf, denn wir wohnen in einer sehr ruhigen Straße, in die sich nur selten Unbekannte verirren, schon gar nicht nachts um ein Uhr. Na, das sind wohl die College-Kids aus der Nachbarschaft, die während der Ferien ihre Eltern besuchen, denkt Sabine. Doch da sieht sie plötzlich einen jungen Mann im weißen T-Shirt aus dem Geländewagen heraus- und direkt in unser Auto hineinspringen. Im nächsten Augenblick setzen sich beide Fahrzeuge in Bewegung. «Tom! Unser Auto wird gerade geklaut!»

Wir wählen sofort den Notruf 9141. Nur fünf Minuten später steht ein massiger Polizist vor unserer Tür, ein greller Scheinwerfer bestrahlt unsere Haustür. *Officer* André sieht aus, als könne sich allein wegen seiner Statur kein Einbrecher an ihm vorbeidrücken. Während seine Kollegin im Wagen wartet, zückt er Block und Stift, um unsere Personalien aufzunehmen. Wir rollen innerlich mit den Augen. Denn das hatten Freunde von uns auch schon erlebt: Während sie nach einem Diebstahl gewissenhaft ihre Geburtsdaten diktierten, verschwand der Dieb mit der Beute. Doch

es dauert nur wenige Minuten, und wir merken, dass wir der Polizei in diesem Fall unrecht tun.

«We got 'em, we got 'em, right here on Military Road!», tönt es aus dem Walkie-Talkie, das auf dem vorgewölbten Bauch des Polizisten baumelt. Während wir unser Fahrzeug beschreiben und unsere Namen buchstabieren, werden wir Ohrenzeugen der Verfolgungsjagd. «Uiuuh, uiuuh, uiuuh», heulen die Sirenen im Funkgerät. Die Verfolger sprechen in für uns unverständlichen Codes, der beleibte *Officer* übersetzt. Der Geländewagen konnte entkommen, aber an unserem Minivan sind sie noch dicht dran. «Oh!», hören wir plötzlich, «jetzt sind sie gegen eine Mauer gefahren.» Und weiter geht die Jagd. Dann lassen die Täter unser Auto offensichtlich irgendwo stehen. Die Verfolgungsjagd geht zu Fuß weiter. Der Fahrer unseres Wagens wird schließlich von der Polizei geschnappt, der Typ im weißen T-Shirt entkommt.

André und seine Kollegin bitten Sabine mitzukommen, um das Auto zu identifizieren. In weniger als zehn Minuten erreicht der Streifenwagen den Fundort. Der Minivan befindet sich in recht ungewöhnlicher Position schräg in einer Seitenstraße – mit offener Tür und einem Reifen auf dem Bürgersteig. Sabine identifiziert unsere Familienkutsche im Vorbeifahren. Ganz unbeschadet scheint der Wagen das Abenteuer nicht überstanden zu haben, aber Näheres ist im Dunkeln nicht zu erkennen. Ein freundlicher *Detective* in leicht zerknittertem Anzug und mit nicht weniger zerknittertem Gesicht steckt seinen Kopf durchs Fenster des Streifenwagens und fragt nach einigen Details des Tathergangs.

Dann geht's zur Polizeistation an der Idaho Avenue. Nach zehn Versuchen findet *Detective* Keith den richtigen Zahlencode, um die Tür zu öffnen. Er führt Sabine in ein ebenso unordentliches wie schmutziges Großraumbüro. Dort lässt er sich auf einen Drehstuhl fallen, dem eine Armlehne fehlt, und füttert den Computer im Einfingersystem mit Informationen. Hinter dem Computer liegt ein rosa Teddybär. Unter dem Schreibtisch

stehen ein paar sandverkrustete Sandalen, daneben ein Paar gefütterte Winterhausschuhe. Offensichtlich ist man hier für jede Wetterlage gerüstet. Keith starrt auf seinen Bildschirm, liest Berichte, telefoniert und funkt ein bisschen herum. Zwischendurch versichert er, sie würden versuchen, Sabine nicht allzu lange aufzuhalten. Erst mal soll sie ganz genau aufschreiben, was sie gesehen hat.

Als sie fertig ist, ist es drei Uhr, und nichts deutet darauf hin, dass sie bald gehen darf. Keith erklärt, dass er in diesem Fall besonders sorgfältig ermittelt, weil er daran arbeite, eine Serie von Banküberfällen aus den letzten Monaten aufzuklären. Die Bankräuber benutzten vorzugsweise gestohlene Minivans zur Flucht und steckten sie anschließend in Brand, um Spuren zu verwischen. Die meisten Minivan-Marken seien nur sehr unzureichend gegen Diebstahl gesichert, und es sei deshalb ein Kinderspiel, sie zu klauen, erklärt der *Detective*. Deshalb also ist die Polizei sofort so dynamisch in Aktion getreten: Sie glaubten, gewalttätigen Verbrechern auf der Spur zu sein.

Die Überfallserie hatte im Januar begonnen. Zunächst überfielen die Bankräuber eine Filiale der *Bank of America* im Nordwesten Washingtons, wo sie die schwangere Sicherheitsbeamtin überwältigten und 144000 Dollar erbeuteten. Das Geld war schnell verprasst, und so holten sich die Männer mehr. Bis sie gefasst wurden, hatten sie sechs Banken überfallen und dabei über 360000 Dollar geraubt. Sie waren bewaffnet bis an die Zähne. Einmal feuerten sie eine Maschinengewehrsalve auf einen Polizisten ab. Nach der Festnahme brauchten die Beamten mehrere Tage, um all die Pistolen, Gewehre und Munition zu dokumentieren.

An jenem Sommerabend allerdings, als der *Detective* den Diebstahl unseres Minivans zu Protokoll nimmt, weiß er noch nicht, dass es ein paar Wochen später zur Festnahme der Bankräuber kommen wird. Also hält er Sabine fest, für den Fall, dass noch irgendwelche Fragen auftauchen. Ein Kollege schaut vorbei, hat

Mitleid und bietet ihr einen komfortableren Raum an. Der Weg dorthin führt vorbei an dem Zimmer, wo der Festgenommene verhört wird. Die Tür hat ein Sichtfenster. Sabine muss sich im Vorbeigehen tief bücken, damit der Täter sie nicht sieht. So wollen es die polizeilichen Spielregeln. Der Mitleidige bringt Sabine zum Aufenthaltsraum: «Feel yourself at home! Make yourself comfortable!» Ein schmutziger Tisch mit Kaffeetassen vom letzten Frühstück, ein paar wackelige Stühle, eine kunstlederne orange-braune Couch und ein Fernseher mit miserabilem Antennen-Empfang wirken weder gemütlich noch einladend.

Bevor Sabine auf dem speckigen Sofa einschläft, erscheinen zwei junge Polizeibeamte und melden, das Auto sei da. Ob sie einen Schraubenzieher habe, wollen sie wissen. Warum? Weil das Auto nur noch mit so einem Werkzeug zu starten und auszustellen sei, erklärt einer von ihnen gelassen. Beide waren an der Verfolgungsjagd direkt beteiligt. Jetzt fachsimpeln sie darüber, ob man das gestohlene Auto in die richtige Richtung gejagt habe oder ob es nicht taktisch günstiger gewesen wäre, die Täter in eine nahe gelegene Sackgasse zu treiben. Im Hinausgehen stellt sich heraus, dass Sabine das Protokoll, auf das sie die ganze Zeit gewartet hat, nicht mitnehmen darf, weil es noch von höherer Stelle abgezeichnet werden muss.

Derweil qualmt das Auto auf dem Polizei-Parkplatz röchelnd vor sich hin, eine erbärmliche Kreatur, der Motor läuft, es ist total überhitzt. Die Fahrertür ist eingedellt, die Beifahrertür und die hintere Schiebetür ebenfalls. Ein Scheinwerfer ist kaputt, aus dem Armaturenbrett hängen lose Kabel. Einer der beiden Verfolger, ein kleiner Drahtiger mit Brille, setzt sich hinters Steuer, Sabine fährt im Streifenwagen hinterher. Die Beamtin am Steuer schüttelt fassungslos den Kopf, als sie versucht, dem zerbeulten Minivan zu folgen. Der energiegeladene Kollege befindet sich offensichtlich noch im Verfolgungsrusch mit hohem Adrenalin-ausstoß. Mit über 70 Sachen heizt er durch die nächtlich ver-

lassenen Wohngebiete. Endlich holt der Streifenwagen ihn ein. Der Drahtige hat das Fenster heruntergekurbelt und pafft eine Zigarette. Ein rasender, rauchender *Cop* in unserem schrottreifen Auto! Vor der Haustür angekommen, wirft er die Kippe aus dem Fenster, werkelt mit dem Schraubenzieher dort herum, wo einmal das Zündschloss war, verschließt den Wagen sorgfältig und verabschiedet sich: «Es tut mir Leid, dass Sie all diese Unbequemlichkeiten hatten und den Schaden. Gute Nacht!»

In den folgenden Tagen stellt sich heraus, dass der Minivan einen Totalschaden hat. Die Versicherung zahlt, und unser Hund bekommt einen großen Knochen. Wir erfahren, dass die Auto-knacker nicht zur Bankräuberbande gehören. Deren Kopf, der neunundzwanzigjährige Miquel Morrow, wird noch während unserer letzten Monate in Washington verurteilt – zu lebenslanger Haft plus 95 Jahre. Die jungen Leute, die unseren Minivan klauten, standen mit diesen Gewaltverbrechern offenbar nicht in Verbindung; sie waren nicht vorbestraft und hatten angeblich nur Lust auf eine Spritztour.

Autodiebstahl wird in den Großstädten der Vereinigten Staaten sozusagen als Hobby betrieben. Häufig haben es die Diebe gar nicht darauf angelegt, ihre Beute zu verkaufen. Sie fahren die geklauten Wagen einfach so lange, bis der Tank leer ist oder bis es ihnen langweilig wird. Selten erhalten die Eigentümer ihren Besitz unbeschädigt zurück.

Die Nachbarn wundern sich, dass so etwas in unserer friedlichen Straße vorkommt. Manche schließen nicht einmal die Tür ab, wenn sie ihr Haus verlassen, die wenigsten haben regelmäßige Alarmanlagen an. Wir haben unsere entschärft, weil wir uns noch zu gut an die häufige unnütze Aufregung in unserem früheren Haus in Georgetown erinnern. Auf Anraten unserer Nachbarn dort war die Alarmanlage fast rund um die Uhr aktiv. In den ersten Monaten setzten wir dort ständig eine ohrenbetäubende

Sirene in Gang, weil wir ein Fenster oder eine Tür öffneten, ohne den Alarm vorher abzuschalten. Fünfzehn Minuten später klingelte es dann: «Everything ok, Ma'am?» Vor der Tür ein Sheriff, wie aus einem Hollywood-Film: breitbeinig, Kaugummi kauend, Hand auf der Hüfte, griffbereit am Colt. Durch seine spiegelnde Sonnenbrille warf er einen misstrauischen Blick über Sabines Schulter in den Flur. «Alles in Ordnung», versicherte Sabine, beruhigt, dass die Überwachung so phantastisch funktionierte. Eigentlich sollte der Wachdienst anrufen, bevor er die Polizei alarmiert. Wenn man dann seinen Code nennt, geht er davon aus, dass wirklich alles in Ordnung ist.

Später kommen wir zu der Überzeugung, dass die dauernde Alarmbereitschaft etwas übertrieben ist, und nutzen die Anlage nur noch, wenn wir das Haus verlassen. Allerdings, Georgetown ist ein lebhaftes Viertel, das nicht nur freundlich gesinnte Besucher anzieht. Es wirkt friedlicher, als es ist. Während unserer Zeit dort werden mehrere Bekannte und Nachbarn Opfer von Raubüberfällen. Niemand wird verletzt, aber fast jedes Mal sind Schusswaffen im Spiel. Und das ist der Unterschied zu europäischen Großstädten: Mit Kinnhaken, Schlagringen oder Messern hält sich hier kaum einer auf. Viele Kleinkriminelle verfügen über eine Schusswaffe, wenn nicht gleich über ein ganzes Waffenarsenal. Und sie zögern nicht, die Waffe einzusetzen, und sei es auch nur für ein Portemonnaie mit Wechselgeld. Die Tötungshemmung ist weitgehend außer Kraft gesetzt.

Im Gegensatz zu anderen Bundesstaaten ist in Washington D. C. der Kauf oder Verkauf sowie das Tragen von Pistolen gesetzlich verboten. Es gibt Ausnahmen, doch dafür muss die Waffe bei der Polizei beantragt und registriert werden. Tom begleitete für eine Reportage eine Spezialeinheit, welche die Washingtoner Polizei gebildet hatte, als die Mordrate auf 400 pro Jahr angestiegen war. Der Chef dieser Einheit, *Officer* Dan Sutherland, ist ein lässig